

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 113.

Elbing, den 18. Mai.

1894.

Santa Clara.

Roman von B. Nidel-Hrens.

16)

Nachdruck verboten

Gonzaga, des Waldlebens gewohnt, nahm die Nähe einer Schlange durchaus nicht so tragisch auf wie Leonie, deren Entsetzen ihm fast ein Lächeln entlockte. Er betrachtete sie schweigend und vor seinem Geiste erstanden flüchtig jene Minuten, da sie, an seiner Brust ruhend, vertrauensvoll geschlafen hatte und noch einmal fühlte er jenes unsägliches Mitleid, das er damals beim Anblick der schutzlosen Verwaisten empfunden, sowie das Gelöbniß, sich ihr liebevoll anzunehmen. Er hatte nicht Wort gehalten, sondern Leonie vernachlässigt, nur wenn er sich unbeobachtet wußte, hatte wohl sein Blick lange und sinnend auf ihr geruht. Wie entzückend sie aussah, das goldene Haar entseffelt herabgefallen, in den blauen, weitgeöffneten Augen die Todesangst — ihr schüßigen molland, die selbst so zart und schußlos; sein Herz schlug rascher, von Mitleid, Theilnahme und Dank für ihr muthiges Handeln zu seiner Sicherheit hingerissen und von einem seltsamen Schauer ergriffen, wollte er seine Lippen leicht auf ihre Stirne drücken, in brüderlichem Kusse, — da begegneten sich ihre Augen mit eigenthümlich fragendem Blick, aus dem die ganze unschuldsvolle und doch glühende Seele des Mädchens so begeistert sprach, daß Gonzaga erröthete, sich aufrichtete und sanft aus ihren umschlingenden Armen zu befreien suchte.

Leonie erwachte wie aus einer Betäubung; ihr war es unter seinem Blick gewesen und als der Hauch seiner Lippen ihre Wangen gestreift, als ob ein heißer Strom aus dem Herzen bräche und den ganzen Körper glühend durchfluthete; tief aus dem Grunde ihrer Seele hatte in dieser denkwürdigen Sekunde, da die erste Empfindung des werdenden Weibes stark und heiß in ihr erwachte, sich die Sehnsucht geregt, seinen Kuß auf ihren Lippen zu fühlen. Ohne es selbst bis dahin gewußt zu haben, war die Verehrung, Dankbarkeit und schrankenlose Zuneigung für Gonzaga nichts als die erste Offenbarung jener großen Leidenschaft, mit welcher das Drama ihres Lebens erstehen sollte.

Sie sahen einander an, Gonzaga wandte sich anscheinend ruhig ab, — Leonie aber wäre am liebsten vor Beschämung in den Boden

gesunken; es kam über sie, daß er einen Blick in die verborgensten Vorgänge ihres Herzens geworfen hatte und mit dieser Gewißheit erwachte auch die erste Regung des weiblichen Stolzes. —

Jetzt sah man eine Gruppe von Menschen aus dem Wohngebäude dem Brachfelde zustürmen, Doktor Spangenberg hatte vom Fenster aus mit einem Revolver auf die Farraraka geschossen und ihr den Kopf zerschmettert, sodaß sie nach einigen gewaltigen Sprüngen in die Luft und zuckenden Bewegungen sterbend am Boden lag.

Marga, welche vor der Veranda aus die wie eine Besessene davonstürzende Schwester mit den Blicken verfolgt und gesehen hatte, wie Leonie Gonzaga umschlang, hatte bei dem Anblick ein starkes Unbehagen empfunden, etwas wie Eifersucht regte sich in ihr; sie gönnte Gonzaga Keiner, selbst der eigenen Schwester nicht. Der Gedanke, daß jemals ein anderes Weib ihn besitzen dürfe, war ihr zur Zeit noch ganz unerträglich; zum Glück lagen die Verhältnisse gegenwärtig so ungünstig für ihn, daß er auf Jahre hinaus nicht entfernt an eine Verheirathung denken konnte, und diese Gewißheit allein söhnte sie mit ihrem Schicksal des Entlagenmüssens einigermaßen aus.

Leonie, die in der gebieterischen und strengen Schwester früh die elterliche Autorität fürchten gelernt, folgte ängstlich dem Wink Margarethen's nach deren Zimmer, sie kannte den Ton und wußte, daß ein Sturm im Anzuge sei.

„Ich habe gesehen, wie Du Dich vorhin dem Baron Gonzaga sozusagen an den Hals warfst und schämte mich für Dich über dieses unpassende Betragen! Wie konntest Du Dich so vergessen, was muß er nun von Dir denken!“

„Ich war so außer mir vor Angst, daß ich wirklich kaum wußte, was ich that.“

„Um so schlimmer, wenn ein Mädchen von siebentzehen Jahren um einer erbärmlichen Schlange willen so außer sich geräth, daß sie einem jungen Manne gegenüber alle Schranken des Anstandes und der guten Sitte unbeachtet läßt. Willst Du nicht, daß ich Dich augenblicklich von hier fort und wieder zu den Basconbellas schicke, so halte Dich von meinem Schwager in passender Entfernung, sprich nur das Nothwendigste mit ihm und melde jede Gelegenheit des Alleinseins, damit er Dich wieder achten lerne. Verstanden? Du weißt ich sadle nicht! Und noch

eins, — Dorothea hat an mich geschrieben, und dem Inhalt ihres Briefes nach laß Dein Betragen dort im Hause auch sehr viel zu wünschen übrig. Du hast Alberto das Gesicht zerkratzt?"

"Ja, nachdem er mich mit der Reitpeitsche geschlagen", antwortete Leonie, deren Wangen sich bei der Erinnerung an die Zeit der tiefsten Erniedrigung ihres Lebens mit dunkler Bluth bedeckten, flammenden Blickes. "Und Don Gonzaga wird Dir bezeugen können, in welchem Zustande überhaupt ich mich bei seiner Ankunft befand!"

Trotz der ungewohnten Auflehnung schweigend Margarethe, die Erwähnung Gonzaga's in dieser Angelegenheit schien sie unangenehm zu berühren.

Als man sich bald darauf an der Mittagstafel, die heute später fiel, versammelte und das Ereigniß lebhaft besprochen wurde, verhielt sich Leonie schweigsam und niedergeschlagen, so daß Lucianna sie heimlich anstieß und fragte:

"Was ist nur, Vont, weshalb bist Du so verstimmt? Nicht einmal Dein Lieblingsgericht, gebratene Spannfleisch mit gefüllten Gurken und Gotabakompot schmeckt Dir. Bist Du krank, Herz?"

"Nein, Lucianna — nur noch so erschrocken, es wird schon vorübergehen."

In Wahrheit fürchtete sie, daß Margarethe es bemerken würde, wie roth sie jedesmal wurde, sobald Gonzaga's Augen, der ihr gegenüber saß, den ihren begegnete; eine unaussprechliche Angst folterte sie, dieses Haus, wo sie so unendlich gern weilte, verlassen zu müssen.

"Nur das nicht, das Eine nicht!" Sie betete still zu Gott, daß er ihr Kraft gebe, vollkommen gleichgültig und gefaßt vor Baron Gonzaga zu bestehen, damit Niemand merke, was in ihrem Innern vorgehe und sie hier bleiben durfte.

Um die Angst zu vermehren, erwies sich Gonzaga, dem ihr gedrücktes Wesen nicht entging, heute besonders aufmerksam, bis endlich Margarethe oben vom Tische her, wo sie gradtätlich neben Carlos und Donna Manuela thronete, wüthende Blicke sandte, so daß Leonie vor lauter Befangenheit nicht einmal dankte, als er ihr Glas voll Wein goß, was er jedoch nicht zu beachten schien.

Aber als Donna Manuela die Tafel aufhob, und Alle hinausgingen, um wie gewöhnlich den Kaffee in einer Laube des Gartens einzunehmen, zögerte Gonzaga und trat, als sich die Andern bereits draußen befanden, an sie heran.

"Zürnen Sie mir, Donna Leonie? Ich kränkte Sie doch nicht unbewußt?"

"Nein, ach nein! Aber es ist besser, wir sprechen nicht zusammen, Herr Baron; bitte, erwähnen Sie nichts davon, daß ich es sagte, — doch" sie brach in grenzenloser Verwirrung ab.

"Ich verspreche stumm zu sein wie das Grab," erklärte er lächelnd und erstaunt,

"was meinen Sie denn eigentlich, ich verstehe nicht"

Leonie hörte den Rest seiner Worte nicht mehr, sie folgte eiligst der sich nach ihr umblickenden Lucianna, Gonzaga aber bemühte sich vergebens, ihr sonderbares Benehmen zu enträthseln.

"Sage doch, Leonie," begann die geschwähige Lucianna, während sie Arm in Arm die Gartenwege durchschritten, "gefällt Dir Gonzaga, möchtest Du ihn wohl heirathen? Nicht wahr, er ist himmlisch!"

"Ja, er ist sehr gut und schön, aber an Heirathen denke ich gar nicht und wüßte auch keinen, den ich hinreichend möchte."

"Auch Gonzaga nicht? Da gefällt Dir wohl gar der Doktor Theodoro besser? Brrr" — hier schnitt Lucianna eine Grimasse, — "weißt Du übrigens, was ich glaube," fügte sie lachend hinzu, daß die weißen Zähnen zwischen den korallenrothen Lippen blitzten, "Dein Landsmann süßt sich so zu den Schlangen hingezogen, weil er selbst so grünliche, stechende Augen hat, ich habe sie gesehen, als er einmal ohne Brille ging. Hu, den möchte ich nicht! Da lobe ich mir meinen armen, lieben Paulo, — Du lieber Gott, — hatte heute einen Brief von ihm, zum Sterben traurig, Vont. Ich bin fest überzeugt, er lebt mich, — und — wenn ich ihn nicht bekomme, werde ich eine alte Jungfer, das schwöre ich!"

"Ich werde wohl auch nicht heirathen, Lucianna."

"Unsinn, warum nicht, Du hast doch keine unglückliche Liebe, wie ich! Möchte einmal sehen, wenn Gonzaga Dich wollte, Vont, — do, Du erröthest, habe ich recht, Du würdest ihn nehmen?"

"Nein, nein, Lucianna, niemals! Ich mag ihn wirklich nur als Bruder — bitte sprich nicht darüber."

Zur Erleichterung Leonie's wurde die peinliche Unterhaltung durch Aurelio unterbrochen, welcher ihnen mit dem Kaffeebrett entgegen kam.

Auch Theodor Spangenberg hatte am Morgen einen Brief erhalten, den ihm das deutsche Konsulat in Rio nachsandte, und zwar von seiner Braut, Henriette Wandelmann; er enthielt die gewohnten Klagen über das zänkische Wesen der kränklichen Mutter, sein langes Umhertreiben in fremden Welttheilen und verschiedene gistige Aeußerungen neidischer, spottluchtiger Freundinnen wegen ihres ewigen Brautstandes, den sie selbst nachgerade ebenfalls beendet sehen möchte; nüchterne, prosaische Zellen einer unzufriedenen Seele. Außerdem hatte Henriette ihr neuestes Bild beigefügt, dessen Anblick Theodor ein gelindes Entsetzen einflößte; dieses dreißigjährige Mädchen mit der eckigen Figur im schlichten dunkeln Kleide und dem großen, dicken, verbitterten Gesicht, aus dem anpruchsvoll eine klobige Nase ragte, konnte allerdings nichts weniger als reizvoll genannt werden.

Nie zuvor war ihm das Verhältniß so lästig erschienen als jetzt, wo zum ersten Mal eine Mädchengefallt ihn derartig fesselte, daß der lebhafteste Wunsch sich regte, diese und keine andere sein Weib zu nennen und voll wachsenden Unmuthes gedachte er des Bündnisses, das lediglich nur Pflichtgefühl und Unerfahrenheit ihn schließen ließ. Peinliche Lage, immerhin besaß Henriette in Folge ihres achtjährigen treuen Aussharrrens ein gewisses Recht an ihn — und doch —

In diesem Kampfe zwischen Pflicht und Neigung nahm Theodor Spangenberg sich endlich vor, offen mit Margarethe, die ihm klug und verständig dünkte, zu sprechen, ihren Rath zu erbitten; Frauen verstanden es in solchen besten Angelegenheiten oftmals besser, den richtigen Weg zu finden.

„Wie gefällt Ihnen dieses Bild, Fräulein Brandes?“ fragte er später, als sich Mühe zu längerer ungeförter Unterhaltung bot.

Sie versenkte sich oberflächlich in den Anblick Henriettes' und gab es ihm zurück.

„Ganz nett,“ bemerkte Margarethe gleichgültig, „wohl Ihre ältere Schwester?“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Französische Nachtbilder.** Im Pariser Nachtleben truchen mitunter Dinge auf, die man kaum für möglich halten sollte. Ist es doch schon vorgekommen, daß angezechte Polizisten mit den Verbrechern die Rollen getauscht und ihrerseits Leute angefallen hätten. Wir erinnern nur an jenen Polizisten, der, wie von uns gemeldet, zur Zeit der Russenfestlichkeiten in seinem Kaufsde einen Engländer um Geld und Gut zu bringen versuchte und nur an der Kaltblütigkeit des Insulaners scheiterte. Derartige Dinge scheinen auf die Provinz abzufärben, und thatsächlich kommt uns aus Nizza die Meldung von einem ähnlichen Vorfall. Einige junge Leute gehen spät Nachts durch die Gassen, als ihnen drei betrunkenere Kerle begegnen, welche vor einem übel beleumdeten Hause stehen bleiben und vergeblich Einlaß begehren. Einer der jungen Leute ruft den Kerlen zu, daß ihnen das Pochen nichts nütze; es würde doch nicht aufgemacht. „Was mischen Sie sich in unsere Sache?“ brüllt der Eine. „Wenn Sie Ihr Maul aufthun, zerschmettere ich Ihnen den Schädel!“ „D, o!“ entgegnet der junge Mann. In demselben Augenblick hat der Betrunkenere auch schon einen Revolver zur Hand, und im Nu faßt dem Ahnungslosen eine Kugel am Kopfe vorbei. Dann verschwinden die drei mit ihrer in der Nähe haltenden Droschke. Die jungen

Leute finden auch eine Droschke und jagen den Kerlen nach. Bei einem Café holen sie die Flüchtigen ein, die sich bereits gemächlich niedergelassen haben. Die Polizei wird gerufen und will Hand an die betrunkenen Revolverhelden legen. Da entpuppen sich diese als Polizeisecretaire. Allgemeine Verblüffung. Die Polizeisecretaire verlieren aber die Fassung nicht, sondern herrschen die Polizisten an: „Verhaftet die da!“ Und so müssen denn in der That die jungen Leute die Nacht als Verhaftete auf der Wache zubringen. Am Morgen wurde dann freilich die Sache klargestellt. Die drei Polizeibeamten hatten sich gültlich gethan, weil einer von ihnen zum Specialcommissar auf dem Bahnhof von Chambéry ernannt worden war. Die drei „Beamten“ wurden sofort ihrer amtlichen Würde entkleidet.

— **Eine „schauerliche Geschichte,“** so berichtet man der „T. R.“, hat sich jüngst in einem größeren Elbdorfe in der Nähe von Schandau Nachts abgegespielt. „Das is meine, das is deine“, ertönte es mit Grabesstimme aus dem sogenannten Weinhaufe auf dem dortigen Kirchhof. Der vorbeigehende Nachtwächter steht starr vor Entsetzen; seine Zähne klappern fast so laut, wie es aus dem Weinhaufe schallt, wo bei jedem Rufe ein Geräusch ertönt, als ob Knochen auf einen Haufen geworfen würden. — „Herr Jemersch, de Dhooden dheelen ihre Knuchen“, murmelt der biedere Nachtwächter vor sich hin und läuft, bis er nicht mehr kann. Gerade kommt der Herr Gemeindevorstand mit dem Gemeinbeschreiber von einer Sitzung aus dem Gasthose. „Herr Burschtand, in der Beenkammer dheelen de Dhooden ihre Knuchen“, schreit ihnen der geängstete Nachtwächter entgegen. Kopfschütteln oö der seltsamen Mär. Dann marschiren alle drei nebst zwei handfesten Knechten nach dem gespenstigen Weinhaufe. Richtig, wie sie leise heranschleichen, dasselbe Geräusch mit dem gleichtönigen, geisterhaften: „Meine, Deine!“ „Alle guten Geister!“ — stammeln die angstbleichen Lippen und so gleich flüchten sich die Honoratioren hinter die breiten Rücken der Knechte. Diese aber, etwas skeptischer, als ihre Herren, meinten: „Wir missen do ärscht emol ub'n nei gucken.“ Oben war ein Gitterfenster, da hinauf stieg der eine auf des andern Schultern. Während die andern drei jeden Augenblick meinten, eine Knochenfaust herauslangen und dem Vorwitzigen den Hals undrehen zu sehen, brüllte der Knecht ins Fenster hinein: Ihr Gallunkensbande, mer wär'n Eich glei dheelen

helfen!“ Wie sich dann herausstellte, waren es drei Vagabunden, die dem „Burschthum“ die gebackenen Birnen vom Boden gestohlen hatten und diese hier in Ruhe unter sich theilten. Daher das klappernde Geräusch und das vermeintliche Knochenvertheilen. Natürlich wurden die falschen Geister ein- weilen in das Spritzenhaus gebannt.

— Der südafrikanische Strauß.

Vor 30 Jahren noch waren Straußenfedern aus Südafrika auf den ersten Märkten Euro- pas so selten und theuer, daß man in interessir- ten englischen Kreisen die Maßregel ernstlich in Erwägung zog, die Jagd auf Strauße gänz- lich zu verbieten. Namentlich waren es die Boeren, die den Strauß systematisch ausrotte- ten, bis einer der Ihren auf den Gedanken kam, durch künstliche Aufzucht die werthvollen Vögel zu vermehren. In 10 Jahren darauf gab es etwa 2000, in 20 Jahren bereits 200,000 derart gezüchtete Thiere in Südafrika, die nun auf keiner Boeren-Farm fehlten und gewissermaßen das charakteristische Hausthier repräsentirten. Ein Paar Zuchtstrauße kostete bei Beginn dieser Aufzuchtswegung 10,000 —12,000 Fr., ein gesundes, ausbrütbares Straußenei bezahlte man mit 50 Fr. und ein Vogel brachte seinem Eigenthümer jährliche Einkünfte von 150 Fr. Die Cap Regierung gedachte die Straußenzucht zu monopolisiren und legte hohe Zölle auf den Export leben- diger Thiere und brauchbarer Eier derselben. 2500 Fr. betrugten Laren pro Vogel und 125 Fr. pro Ei. Nichtsdestoweniger nahm die Ausfuhr nach verschiedenen Ländern große Dimensionen an. Heute rechnet man den jährlichen Ertrag, den ein Strauß seinem Eigenthümer in der Cap-Colonie liefert, nur auf 40 Fr. London importirt jährlich etwa 2500—3750 Büchsen mit Straußenfedern, was einen Ertrag von 9—10 Millionen Fr. ergiebt. In Südafrika werden die Straußeneier künstlich ausgebrütet, die Procedur dauert 40 Tage. Fast auf jeder größeren Boeren- Farm werden gegenwärtig 200 Strauße ge- halten, theils zur Züchtung, theils zur Federn- production.

— Der montenegrinische Thronfol- ger, Prinz Danilo, der bisher im fürst- lichen Konak seine Wohnung hat, soll ein eigenes Heim erhalten. Die Grundsteinlegung für das hierzu bestimmte Gebäude bildete für Cetinje um so mehr ein Ereigniß, als Fürst Nikolaus darauf Gewicht legte, diesen Akt möglichst feierlich zu gestalten. Dies gelangte auch in dem Umfange zum Ausdruck, daß der Fürst sich nicht darauf beschränkte, die Grundsteinlegung als eine Art von Familien-

fest mit seinem Volke zu begehen, sondern auch das diplomatische Corps zum Erscheinen bei dieser Ceremonie einlub. Der Platz, auf dem das Haus sich erheben soll, war reich mit Flaggen geschmückt. Die gesammte fürst- liche Familie begab sich in feierlichem Zuge, an dessen Spitze sich der Metropolit mit der übrigen Geistlichkeit von Cetinje befand, auf den Bauplatz, wo zunächst eine kirchliche Ceremonie abgehalten wurde. Sodann nahm Fürst Nikolaus die Grundsteinlegung vor. Der Fürst verlas einen von ihm selbst ver- faßten dichterischen Segenspruch, der auf einer in den Stein eingefügten Metallplatte eingegraben ist. Der Fürst spricht in diesem Gedichte den Wunsch aus, daß in dem Hause Gerechtigkeit und Gottesfurcht walten, und daß sein Sohn immer auf den Schutz der Armen bedacht sein möge. Sodann spielt das Ge- dichte auf das künftige Familienglied an, das der Thronfolger an der Seite der Gefährtin seines Lebens finden möge, und klingt in dem Wunsch aus, daß „Serbiens Heldenbrüder sich in seinen (des Hauses) Hallen versammeln mögen.“ Nach dem Vortrage der montene- grinischen Volkshymne durch eine Militärka- pelle begaben sich die Festgäste in den Garten des fürstlichen Palais, wo der Fürst sich mit verschiedenen Persönlichkeiten unterhielt. Der Bau, dessen Pläne von einem montenegrinischen Architekten herrühren, soll noch im Laufe die- ses Jahres vollendet werden. Die Kosten werden auf ungefähr 30,000 Gulden veran- schlagt.

— **Merkwürdige Pilger.** Unter den nach Rom gekommenen spanischen Pilgern befanden sich auch — wie der „Corr. de Rome“ mittheilt — eine mit Bändern und Troddeln festlich aufgeputzte schneeweiße — Ziege und als ihr Gefährte ein — Schäfer- hund. Der Papst war nicht wenig erstaunt, als ihm zugemuthet wurde, den beiden Thieren seinen Segen zu erteilen. Als die Spanier ihm aber bedeuteten, daß die Ziege bestimmt sei, ein krankes Kind mit ihrer Milch zu nähren, und der Schäferhund dazu, eine ge- wisse andalusische Hunderrasse zu veredeln, da gab der Papst lächelnd nach, segnete die Thiere und streichelte sie. Uebrigens ist eine solche Segnung nichts Neues, vielmehr findet alljährlich vor der St. Antoniuskirche in Rom eine Segnung der Hausthiere statt. — An- dere Pilger brachten, um sie segnen zu lassen, nicht nur Gebetbücher und Rosenkränze, son- dern auch ihre ganze Garderobe, ihre Familien- schirme von unglaublicher Dimension u. s. w. mit.